



Dort unten

Wenn man die Tage vergisst, vergisst man auch das Warten. Da ist kein Kalender, dessen Abreißblättchen die Wochen mit sich fort tragen, keine Uhr, auf der die Zeiger die immer gleichen Bahnen entlangstreichen, ohne auch nur die Spur einer Bewegung zu hinterlassen. Keine Zeit – kein Warten. Anfangs, freilich, ist es schwer: Man sitzt nur da mit nichts außer sich selbst zur Unterhaltung und horcht. Wenn es draußen regnet, hört man, wie die Tropfen auf dem Asphalt aufschlagen und fragt sich, ob es wohl zehn, zwanzig oder dreißig Minuten waren, die der Himmel die Straßen ertränkt hat. Man singt im Kopf Melodien von Popsongs vor sich hin, immer und immer wieder, doch es wird nicht später. Es verändert sich nichts, die Lieder lassen nichts geschehen – sie ziehen einfach nur in flüchtigen Fetzen durch die Gedanken und verhindern für ein paar Minuten, dass man wahnsinnig wird. Irgendwann, wenn man sich an jeder einzelnen Ecke des Raumes entlang getastet hat und die wenigen Geräusche kennt, die zu einem hinunter dringen, kommt die Stille. Sie ist entsetzlich. Sie ist plötzlich. Es gibt auf einmal nichts mehr, womit man sich zerstreuen kann – die Finger haben alles gesehen, was da ist, die Gedanken einem jede Illusion verschafft, jeden Traum geträumt, jede Erinnerung abgespielt, die man hatte. Man schweigt einfach nur und möchte gleichzeitig schreien, weil es nichts gibt. Doch worüber soll man noch schreien, wenn einen niemand hört, wenn nicht mal jemand die Gebärde des Klagens sieht in all dieser Dunkelheit? Man ist da und man ist mit sich und diese Ich, das sonst so geschwätzig zu plaudern weiß, zeigt sich nun sprachlos. Es fordert schweigend seinen Platz ein, lässt einen nicht entkommen, egal wie sehr man es versucht. Irgendwann, wenn der Kampf dagegen das Blut in den Adern müde gemacht hat und das Gefühl sich nicht mehr ängstigt, beginnt sie: Die Zeit der Zeitlosigkeit. Man liegt einfach nur da und amtiert und kann nicht mehr sagen, ob bereits Wochen oder Monate vergangen sind, ob man gerade eben geschlafen hat oder schon Tage lang wacht, die Begriffe, die Richtlinien dafür sind einem fremd geworden. Es ist egal, ob man etwas jetzt oder später tut, weil es in diesem beruhigenden Dunkel eben nur das Jetzt gibt, das so flüchtig ist, dass es genauso das Früher oder das Danach sein könnte. Und irgendwann, in der Mitte dieses Strudels von Nichts, stellt es sich ein – das Kribbeln in den Zehen, das Kitzeln der Nasenspitze, das unkontrollierte, laute Lachen, weil man weiß, dass man glücklich ist. Glücklich. Ein komisches Wort, das man früher so oft gebrauchte und jetzt, wo es da ist, nicht mehr zu benennen weiß. Man blickt der absoluten Finsternis in all ihrer Kargheit entgegen und weiß plötzlich, dass Glück sich genau so anfühlen muss. Und dann, verwandelt sich die Dunkelheit: Erst sind es nur Funken, die wie Glühwürmchen durch den Raum zucken, dann, vorsichtig kommen die Farben, erst blau, dann grün, dann rot und schließlich all ihre bunten Gemische, die sich wie in einem Film zu Bildern zusammensetzen. Zunächst kann man sie nicht fassen, es sind Bilder vom Anfang des Denkens wie der erste Mensch sie empfunden haben muss, der jemals richtig sah. Sie verschwinden wieder, neue tauchen auf, betören die Augen ein bisschen, verblassen wieder oder werden von anderem überlagert. Allmählich erkennt man es dann: Das etwas, das zu Dingen wird. Dort ist ein Mensch, da eine Blume, hier ein Fluss. Immer genauer wird das Bild, die Details werden so zahlreich, dass sie an Zahl verlieren, es leuchtet hell und heller. Doch gerade dann, wenn jenes Bild perfekt ist, mit schönster Kraft erstrahlt, man alles weiß – oder zumindest zu wissen glaubt – dann beginnt es zu verblassen. Die Farben werden matschig, laufen ineinander wie das Acryl auf der Mischpalette eines Malers, die Dinge, eins so schön geformt, verzerren sich zu seltsamen Gebilden. Ein Mensch überlagert da den anderen – sie sind zwei und eins und doch nicht einig, der eine lacht, der andere weint, es nicht mehr zu trennen. Man weiß nicht ein, noch aus in der Plötzlichkeit dieses Chaos, hat keine Antwort, auf das was das geschieht. Man schließt die Augen wieder, um ja nicht mehr zu sehen, um all diese Verwirrung verschwinden zu lassen, doch im Kopf tobt sie weiter, verfolgt einen in Gedankenkammern, die man bisher nie betreten hat, und eröffnet auch dort das Kino der Grausigkeiten mit seinen Schreckbildern. Schließlich, wenn man lange genug in hineingestarrt hat in all das, beginnt der Kopf wieder zu singen: Erst nur ein paar Takte, dann ganze Lieder. Die belanglosen Schlager, mit denen man schon einmal die Zeit vertrieben hat. „Hölle Hölle Hölle“ oder „Ein Stern, der deinen Namen trägt“. Hauptsache Geräusche. Geräusche, die Zeit aus ihrem Schlaf aufwecken, die das Erleben wieder in ein Vorher und ein Nachher einteilen. Die in Takten und



Dort unten

Strophen Ordnung schaffen, kleine Einheiten, an denen man sich orientieren kann, während man den schauerhaften Bildern in seinem Kopf entgegen blickt. Und wenn man nur lange genug singt, dann ist es bald so laut in den Gedanken, das für Sehen gar kein Platz mehr ist, dass die Bildchen langsam kleiner werden, bis man sie schließlich vergisst. So sehr vergisst, dass man auch das Singen vergisst. Dass man wieder nur dasitzt in der kargen Dunkelheit eines Kellers und erneut zu warten beginnt. Und wenn nun der Regen fällt oder ein Vogel zwitschert und man plötzlich wieder weiß, wie lang er zwitschert, dann steht man auf, tastet sich zur Tür vor. Das Eisen ihrer Griffe ist kalt auf der Haut. Behutsam dreht man die schweren Hebel, die den Raum bisher verschlossen hielten, bis sie auf einmal quietschend aufspringen. Man macht einen Satz zurück, stolpert dabei fast ein bisschen und zieht die Bunkertür ein Stückchen auf. Eine ungekannte Luft weht einem entgegen, man macht einen Schritt hinaus, tastet sich nach dem Lichtschalter, findet ihn, drückt ihn runter. Zwei Sekunden später: Gleißende Helligkeit, der ekelhafte kühle Schein einer Neonröhre, der alles, was man sieht verblendet. Das Glück hat man in dieser Sekunde verloren: während man so ins Licht tritt, sieht man noch für einen Moment die Dinge in jener Herrlichkeit aufflackern, die einen in der Finsternis so betört hat, um sie dann endgültig zu vergessen. Um nur noch die seltsamen Mischwesen zu sehen, die einem das Neonlicht zeigt. Es ist der Tag nach dem Krieg. Und wäre nicht Zeit vergangen da unten im Keller, er sähe genauso aus, wie der Tag bevor alles begann. Neon – alles gleich. Man macht den letzten Schritt hinaus, schließt die Tür hinter sich. So, glaube ich, muss sich Geburt anfühlen.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).